

Zusammenarbeit von Kirchen und Religionsgemeinschaften untereinander, mit Staat und Gesellschaft

Interreligiöse Tagung an der Universität in Innsbruck (20.-21.5.2026)

Beitrag von Pfr. Johannes Beurle, Die Christengemeinschaft in Österreich

Im Christentum versammeln wir uns unter einem starken Symbol, dem Kreuz. Es beinhaltet zwei Richtungen: die Vertikale und die Horizontale. Dieses Zeichen ist für mich Sinnbild unseres Menschseins und unseres christlichen Auftrags. Als Jesus gefragt wird, welches das wichtigste Gebot ist, antwortet er: Liebe deinen Gott aus ganzem Herzen und liebe deinen Nächsten wie dich selbst (Mk 12). Auch in diesen Worten kann man diese beiden Richtungen erkennen. In der Vertikalen die Beziehung zu Gott und in der Horizontalen die Beziehung zu den anderen Menschen.

Die zwei verschiedenen Richtungen weisen auf zwei verschiedene Prinzipien hin. Die Waagerechte veranschaulicht eine Begegnung unter Gleichen. Alle Menschen haben denselben Ursprung, dieselben Rechte, dieselbe Würde. Es ist eine Begegnung auf Augenhöhe. Hier gilt ein republikanisches Prinzip. Die Beziehung mit dem Göttlichen unterscheidet sich davon. Hier begegnen wir als Geschöpfe dem Schöpfer. Uns wird von oben her ein Entwicklungsziel gegeben. Es handelt sich um ein aristokratisches Prinzip.

Wie es auch im Beitrag der Bahaí anklang, ist es manchmal erhellend, die Entwicklung der Menschheit parallel zu der Entwicklung des einzelnen Menschen zu betrachten. Vor der Geburt ist das Kind ganz mit der Mutter verbunden, wie wir im Paradies ganz eins mit dem Göttlichen waren. Dann wurden wir hinausgesetzt. Zu der Vertikalen kommt nun die Horizontale hinzu. Gesellschaftlich herrschte lange Zeit das aristokratische System vor, Gottkönige regierten ihr Volk aus einer tiefen Weisheit und Verbundenheit mit dem Göttlichen. Auch Eltern fühlen im Idealfall, was für ihre Kinder das Rechte ist und führen sie. Das Ziel ist immer eine Entwicklung hin zu mehr Autonomie. So erlangte auch die Menschheit immer mehr Autonomie und lehnte die großen Autoritäten immer mehr ab. Schließlich wurde die Monarchie weitgehend abgeschafft und durch eine Republik ersetzt.

Die Verbindung zum Göttlichen verliert dabei im gesellschaftlichen und politischen Leben immer mehr an Bedeutung. Das ist, angesichts eines göttlichen Entwicklungszieles, bedauerlich. Aber nachweinen müssen wir den alten Formen nicht. Gott führt uns ganz bewusst in die Freiheit. Wir sollen ja Liebe

lernen. Und das gelingt nur in Freiheit. Wir sind nun ganz frei, können das Göttliche sogar vollkommen leugnen. Und dennoch steht vor uns die Verheißung, dass wir die Trennung vom Göttlichen wieder überwinden können. Dabei geht es nicht darum, zurück ins Paradies zu streben. Die Bibel beginnt mit dem Paradies, endet aber mit dem himmlischen Jerusalem. Der Weg des Menschen ist ein Weg vom Garten in die Stadt, von der Natur zur Kultur. Es kommt darauf an, dass der Mensch die menschliche Natur durch seine Entwicklung veredelt. Dadurch gewinnt die Wiederbereinigung eine neue Qualität.

Kirchen sind dabei keinesfalls überflüssig. Aber Staat und Kirchen müssen sich verändern. Weil sie für den Menschen so da sein wollen, wie Eltern, die sich verändern müssen, wenn sie ihre Kinder über die Pubertät begleiten wollen. Sie müssen den Raum lassen, dass sich die ihnen Anvertrauten entwickeln können. Wir müssen den Mut haben, auch Irrtum zuzulassen.

Das ist nicht leicht. Und wir stehen immer vor der Herausforderung, diese beiden Systeme miteinander ins Gespräch zu bringen. Wo gilt es aus einem aristokratischen heraus eine Offenbarung anzuerkennen und wo müssen wir als Gleiche unter Gleichen eine Einigung finden?

Dieses Ringen kenne ich aus der täglichen Arbeit in meiner Kirche. Jüngst haben wir eine neue Satzung für eine Region (vergleichbar einer Diözese) erarbeitet. Immer wieder galt es sauber zu unterscheiden, welche Prozesse sich aus einer von „oben“ her vorgegebenen Wahrheit speisen. Hier wäre es falsch, durch eine bloße Abstimmung einen kleinsten gemeinsamen Nenner zu behalten. Aber es bedarf auch klarer Regeln, wie wir zu diesen Standpunkten kommen. Und im Rechtlichen und Finanziellen sind wir ganz im republikanischen Prinzip. Dort ist auch der Priester und geistliche Leiter der Gemeinde nur ein Mitglied unter anderen Mitgliedern im Vorstand und hat genau dieselben Rechte und Pflichten.

Meine Erfahrung zeigt, dass soziale Prozesse gut gelingen, wenn diese beiden Prinzipien klar erfasst und an der entsprechenden Stelle richtig angewandt werden. Wo immer sich das eine auf nicht angemessene Art und Weise ausbreitet, beginnen die sozialen Verhältnisse zu kranken.

Weitere wichtige Säulen in unserer Kirche sind die Lehrfreiheit der Priester und die Glaubensfreiheit aller Mitglieder. Die Christengemeinschaft verfügt genaugenommen über keine festgelegte Dogmatik. Grundlage unserer Gemeinschaft sind die Bibel und die sieben Sakramente. An deren Aussagen findet die Lehrfreiheit eine Grenze, die Bibel und die Sakramente sind wahr. Aber wie jeder einzelne versteht und erklärt, was dort gesagt wird, ist offen. In Anerkennung der Tatsache, dass es sowieso so viele

Möglichkeiten gibt, Gott zu begegnen, wie es Menschen gibt, sprechen wir allen Mitgliedern Glaubensfreiheit zu.

Seit der Gründung sind Männer und Frauen gleichberechtigt und für alle Ämter zugelassen. Ein Pflichtzölibat gibt es nicht. In der Regel sind unsere Priester vollamtlich tätig.

Die Christengemeinschaft hat sich auch eine Hierarchie gegeben, wobei es sich nicht um eine pyramidale Struktur geht. Höchstes Organ ist die internationale Synode. Aus ihr heraus wird eine Leitung bestellt und mit drei Aufgaben betraut: Die Entscheidung, wer neu in den Priesterkreis hinzukommt, die Entsendung der amtierenden Priester in ihre Gemeinden weltweit und die Reinerhaltung der Sakramente. Da wir davon ausgehen, dass die Sakramente, wie wir sie pflegen, Urbildcharakter haben, nehmen wir sie sehr ernst und wollen unter allen Umständen eine leichtfertige Veränderung der Sakramente vermeiden, da sie sonst nicht mehr Urbild, sondern irgendein anderes Bild sind. Die Welt ist in verschiedene Regionen (vgl. Bistum) aufgeteilt, in deren Herz ein Lenker (Bischof) das Bewusstsein für alle darin befindlichen Gemeinden pflegt. Er ist dabei nicht weisungsbefugter Vorgesetzter, sondern Verbindung zur Leitung mit ihren drei Aufgaben und „Coach“ der in seinem Gebiet arbeitenden Gemeindepfarrer.

1. Zusammenarbeit mit dem Staat

Im heutigen modernen Staatswesen spielt die Vertikale (Verbindung zu Gott) keine wesentliche Rolle mehr. Es konzentriert sich ganz auf das rein menschliche Miteinander. Um dabei wirklich menschlich zu bleiben, bedarf es aber, dass die einzelnen Vertreter das Ziel der Menschheit nicht aus dem Auge verlieren. Hier bedarf es der Hilfe der Kirchen. Sie müssen Stimme des Gewissens sein, wo immer die Politik den Pfad der Menschlichkeit verlässt.

Im Gegenzug garantiert der Staat den Kirchen und Religionsgemeinschaften die freie Religionsausübung. Wie gelingt das Heute?

Es hat in den letzten Jahren große Fortschritte gegeben. Noch vor 15 Jahren wollten wir bei Graz eine Kirche bauen und wurden mit folgenden Worten des Bürgermeisters abgewiesen: „Nein, eine solche Sekte kommt auf keinen Fall in meine Gemeinde!“

Das würde es vermutlich heute so nicht mehr geben. Und doch bleibt noch einiges zu tun. In der Einladung zu dieser interreligiösen Tagung wurden alle anerkannten Kirchen und eingetragenen

Bekennnisgemeinschaften eingeladen. Danke, dass wir alle eingeladen sind! Aber müsste der Staat nicht längst diese künstliche Trennung aufheben?

In Graz haben wir nun eine Baugenehmigung erhalten. Sofort fragten die Nachbarn, ob wir denn anerkannt wären. Nein? Das wird schon seine Gründe haben... Dann wären wir ja keine Kirche, sondern irgendein Verein, der Veranstaltungen durchführt. Diese Nichtanerkennung ist aus meiner Sicht willkürlich und bedeutet weiter eine Diskriminierung kleinerer Religionsgemeinschaften.

2. Zusammenarbeit von Kirchen und Religionsgemeinschaften untereinander

Gestern tauchte innerlich ein Bild einer Menschengruppe auf, die beispielsweise um den Grazer Schlossberg steht. Alle wollen hinauf in das himmlische Schloss. Der eine sieht eine sehr hohe Treppe vor sich, der andere einen Serpentinweg. Einer eine Schlossbergbahn oder eine steile Felswand. Wenn man sich jetzt austauschen würde, könnte man leicht in Streit geraten, da jeder einen anderen Weg vor sich sieht. Und es ist ganz verschieden, was man braucht, um den Weg zurückzulegen. Während der eine Helm und Kletterseil benötigt, muss der andere eine Fahrkarte lösen oder die Beinmuskeln für den Treppenaufstieg trainieren.

Dann wird man vielleicht darauf kommen, dass alle recht haben, dass es eine Frage des Standpunktes ist. Wir alle stehen innerlich woanders und sehen einen Weg vor uns. Sich auszutauschen ist wertvoll. Erzählen wir uns von unserem Blick auf das Schloss und wir können uns gegenseitig begeistern und Mut machen. Und es ist auch wertvoll, sich auf den Weg zu konzentrieren, der vor einem liegt. Wenn ich einen Klettersteig vor mir habe, nutzt mir keine Fahrkarte.

In diesem Sinne bin ich davon überzeugt, dass wir als Kirchen und Religionsgemeinschaften uns nicht über den Weg vor uns streiten müssen. Wir können uns gegenseitig bereichern und dürfen uns doch auch ganz auf unseren Weg konzentrieren.

Wenn wir auf der horizontalen Ebene schauen, im Sozialen, finden wir ganz leicht Möglichkeiten der Zusammenarbeit. Schwieriger wird es schon im Vertikalen, im Blick auf den Berg, weil der verschieden ist. Und doch können wir im Geiste echter Toleranz und offenen Interessen Möglichkeiten auf tun.

Zahlreiche positive Beispiele haben wir hier schon gehört. Persönlich kann ich von einer sehr fruchtbaren interreligiösen Zusammenarbeit im interreligiösen Beirat der Bürgermeisterin von Graz berichten. Auch gibt es seine schöne lockere Kooperation mit der Universität Wien, die mich immer wieder zu Seminaren mit den angehenden Religionslehrern einlädt, damit sie auch Standpunkte anderer Religionsgemeinschaften aus erster Hand erfahren. Ich weiß auch von anderen Gemeinden in Österreich, dass die Kollegen in die lokalen Formate der interreligiösen Arbeit eingebunden sind.

Ein persönlicher Schmerz bleibt im Blick auf die Ökumene der christlichen Kirchen. Hier werden wir immer noch abgewiesen. Jeden einzelnen Tag versuche ich in meiner Arbeit, Christus zu dienen. Dann stimmt das Urteil von anderen, man sei nicht christlich, traurig.

3. Zusammenarbeit mit der Gesellschaft

Auch hier erzählt das Kreuz wieder von unserem Auftrag: Das Evangelium verkündigen und Menschlichkeit in die Welt bringen.

Daran arbeiten wir in allen Gemeinden weltweit. Das geschieht durch Verkündigung und das Leben mit den Sakramenten, will aber auch im Sozialen verwirklicht werden. Dazu gibt es ganz verschiedene Ansätze. Manche Gemeinden haben eigene soziale Projekte angestoßen oder die Menschen werden ermutigt, das, was sie im Gottesdienst erleben, als Impuls in ihren Alltag mitzutragen.

Ich glaube auch, dass wir einen Missionsauftrag haben. Dabei ist uns aber wichtig, dass es nicht darum gehen kann, Menschen zu überreden oder aktiv von anderen Gemeinschaften abzuwerben, wir wollen aber besser für die Menschen sichtbar werden, die nach unserem Weg suchen. Bisher waren wir in diesem Feld so freilassend, dass wir oft nur schwer auffindbar waren. Es droht dann die Gefahr, sich selbst genug zu sein. Das möchte ich künftig anders handhaben.

Abschluss

Am Ende teile ich einen innigen Wunsch mit Ihnen: Im 1. Brief des Paulus an die Korinther (im 12. Kapitel) spricht Paulus von einem lebendigen Organismus, von einem Leib, der sich aus vielen Gliedern zusammensetzt. Und obwohl die verschiedenen Glieder so unterschiedlich sind, bilden sie doch zusammen einen Leib, in dem das Göttliche wohnen kann.

Ich wünsche mir, dass wir uns immer weiter und immer mehr in dem Bewusstsein begegnen, dass unsere Unterschiedlichkeit nicht Bedrohung und Gefahr ist, sondern gemeinsam einen Leib, einen lebendigen Organismus bilden.

Herzlichen Dank!